

diesen Gliedkörpern zu gebenden Verfassungen sind aber noch viel mehr nach Ort und Zeit verschiedenen Verhältnissen und Bedingungen anzupassen als die Verfassung des Staates. Und wenn es schon für die Verfassung des Staates wünschenswert ist, daß sie mehr wachse als durch Beschlüsse und Abstimmungen „geschaffen“ werde, so müssen erst recht diese Gliederungen des Volkskörpers sich organisch entwickeln, nicht nach einem am Reißbrett entworfenen Plan durch Gesetzesbefehl von oben ins Dasein gerufen werden.

Allgemeingültige Gliederungsschemata lassen sich nicht angeben; solche gibt es nun einmal nicht. Bloße Illustrationsbeispiele ließen sich natürlich mühelos geben, doch würde das fast unabwendbar die Gefahr mit sich bringen, daß das nur zur Veranschaulichung als unter Umständen möglich dargebotene Muster als das Musterbild, als die ideale BO im Sinne christlicher Gesellschaftslehre mißverstanden oder mißdeutet würde. Die christliche Gesellschaftslehre scheut nichts mehr, als die Fata Morgana eines irdischen Paradieses vor die Menschen hinzuzaubern. Darum bleibt sie bewußt und gewollt abstrakt, verzichtet auf leichte propagandistische Erfolge und hält streng darauf, zu bleiben, was sie in Wahrheit ist, klare, nüchterne Sozialphilosophie⁶.

Das Rassenproblem — anthropologisch gesehen

Von HERMANN MUCKERMANN

Das Wort Rasse dürfte aus dem Arabischen „ras“, das heißt Ursprung, Kopf, Anfang, abzuleiten sein. Es drang aus dem Französischen (race) erst im 18. Jahrhundert in unsere Sprache ein.

In der Botanik und Zoologie bezeichnet es eine Gruppe von Organismen, die innerhalb der Artgrenzen in einer Reihe erblicher Merkmale übereinstimmen. Das Kennzeichen einer Art besteht darin, daß sie eine Fortpflanzungseinheit bildet, was man von der Rasse nicht sagen kann. Denn die Rassen innerhalb einer Art sind auch untereinander unbegrenzt fruchtbar.

Der Rassenbegriff aus der Botanik und Zoologie ist auf den Menschen anzuwenden, auch auf seelische Eigenschaften, insoweit sie morphologisch und physiologisch bedingt sind. Denn die Anthropologie umfaßt den ganzen Menschen und darum auch Seelisches. Wir bezeichnen also als anthropologische Rassen jene Gruppen innerhalb der Menschenart, die sich durch eine Summe körperlicher und seelischer Merkmale vom biologischen Erbe her unterscheiden.

Wenn andere Gesichtspunkte als Kriterien zur Unterscheidung von Menschengruppen gewählt werden, spricht man nicht von Rassen. Denn die Rasse

⁶ Vgl. den Artikel des Verfassers „Berufsständische Gesellschaftsordnung“ in dem demnächst im Verlag Herder (Freiburg) erscheinenden Heft 1 der Beiträge zu einem Wörterbuch der Politik unter dem Titel „Zur christlichen Gesellschaftslehre“ (Sp. 61/62—77/78) sowie das Heft „Gesellschaftsordnung“ des gleichen Verfassers in der Görresbücherei (Nr. 87), Nürnberg 1947, Glock & Lutz.

ist eine biologische Einheit und nicht etwa eine sprachliche oder sonstwie kulturelle. Solche Einheiten, die gewöhnlich mischrassig sind, nennt man Volk, aber nicht Rasse. Auch der Begriff Staat hat nichts mit dem Begriff Rasse zu tun. Denn als Staat bezeichnet man jene Gemeinschaft von Menschen, die sich aus Gründen sozialer Wohlfahrt zusammengeschlossen haben. Kann man auch ein Staatswesen mit einem Organismus vergleichen, so ist doch der Zusammenschluß der Organe im Staatswesen nicht biologischer Art, sondern das Ergebnis einer Übereinkunft. Die Nation ist eine Staatsgemeinschaft, die unmittelbar die Kulturgemeinschaft und am Ende auch die Abstammungsgemeinschaft einschließt — doch ohne Rücksicht auf die Rassen, die das Volk oder die Völker innerhalb der Staatsgemeinschaft zusammensetzen.

Unter Voraussetzung dieser Begriffe möchte ich vom Anthropologischen her jenen Lösungsversuch des Rassenproblems darlegen, der in unserem Zeitalter soviel Unheil über die Menschheit gebracht hat.

Ich beginne mit einem nüchternen Tatsachenbericht über die Vielfalt der Rassen und deren Eigenart. Sodann werde ich die Ursachenfrage der Rassenbildung erörtern. Endlich werde ich mich jener anthropologischen Auffassung zuwenden, die in dem Werk Arthur von Gobineaus „Essai sur l'inégalité des races humaines“ dargelegt werden. Weil die Anschauungen der Epigonen Gobineaus in dessen Werk ihren Ursprung haben, lege ich mit einer Kritik der Rassentheorie Gobineaus gleichsam die Axt an die Wurzel.

Im nördlichen Indien am Fuße des Himalajagebirges liegen die Siwalikhügel. Hier finden wir zahlreiche Fossilien der Wirbeltiere, zumal im Miozän und Pliozän — darunter Tieraffen oder Cynopithec, wie die Gibboniden, und die Menschenaffen, wie die Dryopithec, die dem Gorilla und dem Schimpansen am nächsten stehen, und die Paläopithec, die dem Orang-Utan gleichen. Die beiden amerikanischen Forscher Matthew und Black sind der Ansicht, daß auf den großen Höhenzügen nördlich der Siwalikhügel gleichsam das Laboratorium der spätertären Umformung zu suchen ist. Denn dort stieg im Miozän das Himalaja-Kuenlungebirge aus den Tiefen der gleichnamigen Senke empor. Das bis dahin warme und feuchte Klima wurde kalt und trocken. Der Wald wurde zur Steppe. Es liegt nahe, daß die Veränderungen nicht ohne Einfluß auf die Organismen geblieben sind. Viele werden zumal in die südlichen Waldgebiete ausgewichen sein, wo wir heute ihre Fossilien finden — im Halbkreis um Hochasien. Der Mensch allein, der um diese Zeit entstanden sein dürfte, wird kraft seines Geistes imstande gewesen sein, der klimatischen Umwelt zu trotzen.

Man darf also aus geologisch-paläobiologischen Erwägungen der Anschauung zuneigen, daß hier in Hochasien die Anfänge der Menschheitsentwicklung zu vermuten sind und nicht etwa in Randgebieten, wie Australien, oder in den tropischen Landschaften Afrikas, die um diese Zeit keine gleichartigen Veränderungen aufweisen, ohne die entsprechende Mutationen niemals entstehen dürften. Es wird diese Auffassung von der Urheimat der

Menschheit bestätigt durch die Beobachtung Hiltzeimers, der die asiatische Steppe als Ursprungsland der meisten Haustiere bezeichnet.

Jedenfalls finden wir, wie zuerst Egon von Eickstedt in seinem Werk über „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit“ dargelegt hat, in Asien um die Zeit der ersten Entwicklung der Menschheit drei große Räume, in denen die isolierte Formung der Urtypen der Menschheit vermutet werden mag.

Wenn wir den Weltglobus überschauen, erscheint uns Asien als die größte Landmasse, an die sich nach Nordwesten die Halbinsel Europa, nach Südwesten Afrika und nach Nordosten Amerika anschließt. Australien ist nicht mehr als ein südöstlicher Ausläufer Asiens. Durch das eiszeitliche Asien zieht sich der größte Bruchäquator der Erde, den von Eickstedt als den irano-himalaischen Riegel bezeichnet. Dieser Riegel verläuft vom Himalaja her nach Westen bis Kleinasien und nach Osten bis in die Tiefen von Hinterindien. Mit leiser Neigung nach Osten steht auf diesem Bruchäquator ein Bruchmeridian, der sich als Tienso-Altairriegel bis in den fernen Nordosten von Asien hinzieht. Vor allem in der Späteiszeit wurden diese Riegel durch gewaltige Vereisungen zu einer unüberschreitbaren Mauer. Ein nordwestlicher in sich geschlossener Raum entstand dadurch, daß gleichzeitig der Nordwesten Asiens und Nordeuropas vereist waren und daß der ganze Norden Asiens eine kalte Wüste umfaßte, während der Westen Asiens durch die Seenflächen und Salzsteppen von Europa getrennt war. Von Eickstedt nennt diesen Raum sehr anschaulich die sibirische Tasche. Die beiden anderen Räume östlich und südlich der beiden Riegel wurden durch das Meer begrenzt.

In der eisumlagerten sibirischen Tasche dürfte sich um jene Zeit der depigmentierte euraside Rassenkreis entwickelt haben, während sich im Ostraum Asiens der mongolide Rassenkreis und im Südraum der negride Rassenkreis formte.

Prüfen wir die mehr oder weniger charakteristischen Merkmale, die den drei großen Rassenkreisen ihr Gepräge geben.

Die Mongoliden haben eine gebliche und dicke Haut, die das Durchsichere des Blutstromes nicht zuläßt. Das schwarze Haar ist straff und sitzt senkrecht in der Kopfhaut. Der Querschnitt des Haares ist fast quadratisch mit abgerundeten Ecken. Trotz der Größe der knöchernen Augenhöhlen ist die Augenspalte eng. Der äußere Augenwinkel ist geschlitzt, während der innere die sich schräg niederneigende Mongolenfalte zeigt. Das Gesicht der Mongoliden wirkt breit und flach durch die hohen Wangenbeine und die breiten Backenknochen. Sehr oft zeigt sich ein leichtes Vorspringen der Kiefer. Die Nasenwurzel ist breit, ebenso der Nasenrücken. Die Körpergestalt der Mongoliden ist breit und untersezt.

Der mongolide Rassenkreis im Bereich von China zerfällt in eine nördliche und südliche Form. Die südliche umfaßt die Palämongoliden, die in ihrer Rassenentwicklung am weitesten zurückgeblieben zu sein scheinen. Die nördliche Form nennt man die tungide Rasse, die zumal im Randgebiete

der Wüste Gobi die mongolische Eigenart bewahrt hat. Die im mittleren China lebenden Siniden zeigen eine abgeschwächte Form des mongoliden Typus. Als euraside Übergangsform schließen sich nach dem Nordwesten Asiens hin die Sibiriden an. Nachkommen der Mongoliden drangen hinüber nach Amerika, um sich dort zur Rasse der Eskimiden und der Indianiden zu entwickeln. Ihre Haut- und Haarfarbe, ihre Haarform, ihre Augenform und die vorspringenden Backenknochen verraten ihre Herkunft, während andere Eigenschaften, wie zum Beispiel die Höhenlage der Nasenwurzel, der oft adlerförmige Nasenrücken und die sogenannte Indianerfalte des Augenslides ihre Sondermodellierung offenbaren.

Über das seelische Gepräge der Mongoliden läßt sich nur sagen, daß allem Anschein nach ihr Körper das Symbol seelischer Eigenart ist. Man hat den Eindruck, daß die Mongoliden sich durch Naturnähe und beharrende Standfestigkeit auszeichnen. Es ist ihnen große Ausdauer auch in dürftigen Lebensverhältnissen eigentümlich. Die Staaten, die durch sie geformt wurden, erscheinen unerschütterlich in ihrem Bestand. Vielleicht kann man die Mongoliden mit den Grundwogen des Meeres vergleichen. Es müssen gewaltige Stürme entstehen, um sie in Gang zu setzen. Dann allerdings sind sie wegen ihrer Art und urwüchsigen Lebensfülle von unwiderstehlicher Wucht.

Der negride Rassenkreis ist von dunkler, fast schwarzbrauner Farbe. Das Haar ist ebenfalls dunkel. In der Form ist es kraus — oft bis in die Haut hinein engspiralig gedreht. Der Querschnitt des Haares weist ein schmales Oval auf. Die Nasenwurzel ist niedrig. Der Nasenrücken springt nicht vor. Die Nase selbst ist breit und rundkuppig. Die Lippen sind aufgeworfen und wulstig, so daß auch die Schleimhaut sichtbar wird. Die Kiefer sind vorstehend. Im Gegensatz zu den anderen Rassenkreisen ist die Beckenform schmal.

Der negride Rassenkreis umfaßt zunächst die Altformen der Urwaldneger im tropischen Zentralafrika. Man nennt diese Rasse die Palänegriden. Die Graslandneger gelten als jüngere Form. Die Urbewohner am oberen Nil nennt man nilotide Rasse. Mehr im Süden wohnt die bantuide und im Süden die sudanide Rasse. Die äthiopische Rasse ist eine Zwischenform, die neben ausgeprägten negriden Merkmalen zugleich euraside Züge zeigt. Endlich finden wir noch in Afrika die Alt- und Randformen der West-Pygmiden und der Khoisaniden (Buschmänner und Hottentotten). Als außerafrikanische negride Rand- und Sonderformen sei auf die Melaniden in Indien, auf die Melanesiden in Neuguinea sowie auf die Ost-Pygmiden im Gebiet der Philipinen und auf die Australiden hingewiesen. An der Formung der Australiden haben alle Rassenkreise teil.

Angaben über Seelisches sind schwierig. Vielleicht darf man sagen, daß der Neger von unmittelbaren Sinneseindrücken stärker beeinflußt wird als andere. In der tropischen Heimat wählt er Berufe, deren Ertrag den täglichen Lebensnotwendigkeiten genügt. Die Neger waren lange Zeit die Sklaven anderer. Ihre Begabung läßt sich nicht mit den Maßstäben messen, die für andere Rassenkreise gelten, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß Neger sich

auf vielen Gebieten menschlicher Begabung durch persönliche Leistung ausgezeichnet haben. Ich nenne als Beispiel George Washington Carver, der, 1860 als Sohn von Sklaven geboren, 1943 als bedeutender Wissenschaftler (Pilzforscher) starb.

Der euraside Rassenkreis ist sehr viel schwerer zu beschreiben, weil er in viele voneinander abweichende Formen zerfällt. Im ganzen kann man drei Rassengürtel unterscheiden. Im Norden leben die depigmentierten Nordrassen, von denen die mehr östlichen kurzköpfig und die mehr westlichen Typen langköpfig sind. Weiter nach Süden folgt über die mitteleuropäische Gebirgswelt hinweg ein dunkelfarbiger Kurzkopfgürtel, der in Asien die turaniden und armeniden Typen und in Europa die dinarischen und alpinen Typen umfaßt. Der Südgürtel ist dunkel und langköpfig zugleich. Es sind die Indiden in Vorderindien, die Orientaliden in Arabien und Nordafrika und die Mediterranen um das Mittelmeer herum.

Außerhalb Europas finden wir die weit abgedrängten Polyseniden auf den Inseln des Stillen Ozeans z. B. auf Hawai, die Weddiden in Vorderindien und auf Ceylon und die fernen Ainus auf den Inseln Jesso und Sachalin im Norden Japans.

Was die seelischen Eigenschaften angeht, so kann man nur mit höchster Zurückhaltung darüber berichten, weil zuverlässige Forschungen nicht vorliegen. Vielleicht darf man bei den eurasiden Rassen im ganzen sagen, daß ihnen eine bemerkenswerte schöpferische Kraft eigen ist, die sich besonders in der Beherrschung der Naturkräfte bewährt hat. Jedenfalls ist das technisch-wirtschaftliche Zeitalter, in dem wir leben, das Werk von Menschen im eurasiden Rassenkreis. Auch sonst finden wir innerhalb dieses Rassenkreises große Kulturleistungen. Doch wäre es verfehlt, zu behaupten, daß die Kulturleistungen zum Beispiel im mongoliden Rassenkreis nicht gleichwertig wären, mag auch das Gepräge ein anderes sein.

Aus dieser Darlegung ergeben sich drei Schlußfolgerungen von großer Tragweite: Zunächst ist festzuhalten, daß die Rassenvielfalt der Menschheit auf drei große Rassenkreise zurückgeht, die selbst wieder aus einer gemeinsamen Wurzel entstanden sein dürften. Die Betrachtung aus paläobiologischer Schau legt nahe, daß das Primäre der Mensch ist, das Sekundäre die Rasse. Daher bildet die Menschheit bis heute eine biologische Fortpflanzungseinheit. Hinzu kommt, daß das, was den Menschen zum Menschen macht, nämlich die geistig-sittliche Natur, allen Menschen aller Rassen gemeinsam ist. Zweitens beschränken sich die Ergebnisse der Rassenforschung wesentlich auf körperliche Eigenschaften und auch diese sind in jedem Fall Sonderprägungen oder erbliche Modellierungen derselben Grundeigenschaften, die allen Menschen gemeinsam sind. Drittens geht es nicht an, die seelische Eigenart der großen Rassenkreise oder gar der Rassenvielfalt überhaupt als ein gelöstes Problem zu bezeichnen. Unser Wissen über seelische Rasseigenschaften ist äußerst bescheiden. Auf jeden Fall dürften seelische Eigen-

schaften der Rassenkreise nicht mehr sein als verschiedene Prägungen ein und desselben Menschentums.

Um tiefer in das Problem der Rassenvielfalt einzudringen ist eine Darlegung der Ursachenfrage wesentlich.

Die Gedanken, die in der Frage der Rassenbildung berücksichtigt werden müssen, kreisen um die beiden biologischen Vorgänge, die man mit den Worten Mutation und Auslese verbindet.

Gehen wir von der befruchteten Eizelle aus, deren fortgesetzte Teilung der lebendige Mechanismus jedweder Evolution ist. Diese Evolution erfolgt nicht unabhängig von den Lebensbedingungen, die die Organismen durchdringen und umgeben. Es ist leicht zu begreifen, daß Veränderungen in den Organismen auf dreifache Art hervorgebracht werden können: Entweder gehen diese Veränderungen vom Genom oder Erbgefüge aus oder von den Lebensbedingungen oder von beiden zugleich, nur in verschiedenem Grade.

Veränderungen, die ausschließlich in den Lebensbedingungen ihren Grund haben, sind ohne Bedeutung für die Rassenbildung, weil sie nicht erblich sind. Man nennt sie Modifikationen. Die Regionaltypen in der Menschheit und die Berufstypen sind in ihrer Sondermodellierung Modifikationen. Die Modifikationen beweisen die Fähigkeit des lebendigen Erbgefüges, sich weitgehend in die Lebensbedingungen einzuschmiegen. Doch ist das Einschmiegevermögen begrenzt. Zuviel oder zuwenig Licht, zuviel oder zuwenig Wärme, zuviel oder zuwenig Nahrung bedeuten Siechtum und Tod.

Für die Rassenbildung kommt nur die Veränderung des Genoms selbst in Frage, die durch veränderte Lebensbedingungen ausgelöst wird. Es gibt eine doppelte Veränderungsmöglichkeit des Genoms: Die eine besteht darin, daß das Erbgefüge von zwei verschiedenen Rassen zusammengefügt wird und daß dadurch eine Mischrasse oder eine Kontaktrasse entsteht. Der Reichtum und die Lebensfähigkeit der neuen Formen werden wesentlich von dem Anlagenbestande und der Lebensfähigkeit der Ausgangsformen abhängen. Die Untersuchungen über die Rassenmischung in der Menschheit sind so bescheiden, daß es zur Zeit noch nicht möglich ist, ihren wahren Einfluß zu beurteilen. Theoretisch dürfte einleuchtend sein, daß der Wert der Mischung vom Wert der Anlagen und von ihrer Harmonie abhängt. Ein eindeutiges Beispiel für eine unheilvolle Wirkung von Rassenmischungen in der Menschheit läßt sich vom Anthropologischen her nicht anführen.

Eine zweite Veränderungsart des Genoms besteht in der Mutation. Als Mutation bezeichnen wir eine Veränderung des Organismus, die auf eine Veränderung des Erbgefüges zurückgeführt werden muß. Diese Veränderung betrifft entweder die Gesamtheit der Chromosomen, d. h. des Genoms als solchen oder eines einzelnen Chromosoms oder innerhalb des Chromosoms eines einzelnen Gens. In jedem dieser Fälle haben wir eine echte Mutation.

Am gründlichsten untersucht sind die Mutationen bei der Taufliege *Drosophila melanogaster*. Hermann Muller hat bereits 1927 auf dem fünften internationalen Kongreß in Berlin wesentliche Ergebnisse mitgeteilt. Durch Rönt-

genstrahlen, deren Intensität meßbar ist, wurde eine große Zahl von Mutationen hervorgebracht. Daß es sich um echte Mutationen handelt, beweist die Tatsache, daß die neuen Formen dem Mendelschen Grundgesetz der Vererbung folgen — genau wie die in der Natur entstehenden wilden Mutationen und die lethalen — letztere deshalb so genannt, weil die späteren Nachkommen an diesen Erbänderungen zugrundegehen.

Die Zahl der natürlich entstehenden oder künstlich eingeleiteten Mutationen bei der *Drosophila* ist bedeutend. Man spricht von 100 000. Vor allem dürften die bisher weniger beachteten wilden Mutationen reichste Möglichkeiten darbieten, das Problem der Mutation selbst zu untersuchen. Leider ist die Frage nach der Entwicklungsrichtung der Mutation nicht gelöst. Doch dürfte die verschiedene Häufigkeit entstehender Mutationsarten nicht ohne Einfluß auf die Entwicklungsrichtung sein. Auch die Fertilitätsbarriere, die durch Mutation eintreten mag, kann die Mutation selbst in ihrer Eigenart behüten.

Wollen wir die Rassenbildung in der Menschheit erklären, müssen wir bei dem erblichen Charakter der Rasseneigenschaften der wilden Mutation große Bedeutung beimessen. Erfahrungsbelege für diese Anschauung besitzen wir noch nicht.

Indessen ist die Mutation allein nicht imstande, eine Rassenbildung durchzuführen. Sie kann eigentlich nur das Material für die Rassenbildung darbieten. Der Einfluß, der hinzugenommen werden muß, ist nach unseren jetzigen biologischen Einsichten die natürliche Auslese, verbunden mit Isolation.

Wer die Idee der natürlichen Auslese verstehen will, muß von der künstlichen Auslese ausgehen. Wenn ein Züchter Kulturpflanzen oder Haustiere mit bestimmten Eigenschaften haben will, muß er bei der Paarung Ausgangstypen wählen, die in ihrem biologischen Erbe die gewünschten Anlagen besitzen. Er muß diese Typen isolieren und darf keine Kreuzung mit anderen Typen zulassen. Die im Genom begründete Verschiedenheit der Ausgangstypen gibt ihm die Möglichkeit einer erfolgreichen Auslese, die er durch Isolation festhält.

Die Frage ist, ob die natürliche Auslese, die doch vom Zufall beherrscht wird, genügt, das Ergebnis einer Mutation festzuhalten. Eine Reihe von Beobachtungen, auf die hier nicht eingegangen werden kann, bejahen die gestellte Frage. Jedenfalls ist die Auslese, die in der Menschheit nicht nur von der Natur, sondern auch vom Menscheng Geist eingeleitet wird und in der Domestikation ihre Verwirklichung findet, von großer Bedeutung für die Rassenbildung. Ein sicherer Beweis für diese Anschauung ist die Tatsache, daß man bei den Haustieren ähnliche Rassenunterschiede findet, wie bei den Menschen. Eugen Fischer, der den Gesichtspunkt der Domestikation hervorhebt, sagt mit Recht: „Daß der blonde Europäer sich in der ganzen Pigmentverteilung, vor allem in der Regenbogenhaut des Auges, genau verhält wie domestizierte Tiere, aber ganz anders als Polartiere, ist der deutliche Beweis dafür, daß es sich um eine Domestikationsform handelt, die sich

in dem kühlen Klima erhalten konnte, während ähnliche Idiovarianten in den Tropen ausgemerzt wurden.“

Eine Schwierigkeit liegt darin, daß Auslese und Isolation vom Zufall abhängen, der zur Erklärung der Evolution nicht genügt. Es ist darum die Annahme von Entwicklungspotenzen, die von innen her den Entwicklungsgang bestimmen, unabweisbar.

Jedenfalls gibt uns das Problem der Rassenbildung mehr Probleme auf, als zur Zeit gelöst werden können. Nur soviel sei besonders hervorgehoben, daß Mutation und Auslese gerade in der Formung der Menschheit eine erhöhte Bedeutung haben: Die Mutation deshalb, weil sie für die Eingriffe in die Kulturgestaltung von größter Tragweite sein kann, die Auslese deshalb, weil der Mensch imstande ist, durch eigene Eingriffe lebensbejahender und lebensverneinender Art den Zufall gleichsam zurückzudrängen. Der Einfluß des technisch-wirtschaftlichen Zeitalters auf die biologische Formung der Menschheit ist unabsehbar.

Damit habe ich die Grundlagen gewonnen, um in einem letzten Abschnitt mich der anthropologischen Kulturdeutung eines von Gobineau zuzuwenden.

Graf von Gobineau wurde geboren am 14. Juli 1816 in Ville d'Array in der Normandie und starb am 13. Oktober 1882 in Turin. Der Kulturforscher Karl Ludwig Schemann, ein Freund Richard Wagners, hat in mehreren Werken Gobineaus Bedeutung in glühenden Farben geschildert, ohne allerdings zu verkennen, daß sein Held ein „wissenschaftlicher Wildling“ ist. Ich berufe mich zumal auf das Buch „Gobineaus Rassenwerk“, das eine Fülle wertvoller Aktenstücke und Betrachtungen zu Geschichte und Kritik des Essai wiedergibt. Der umfassende Band erschien 1910. Das Essai selbst erschien bei dem Verleger Didot in Paris 1853 bis 1855 in vier Bänden. Eine zweite Ausgabe folgte in zwei Bänden 1884.

Gobineau war französischer Diplomat in vielen Ländern mehrerer Kontinente. Gleichzeitig war er ein überragender Geist von kühner Intuition und weitreichendem Wissen. Er war auch künstlerisch begabt, zumal auf dem Gebiete dichterischer Gestaltung. Für uns sind vor allem seine Studien in der vergleichenden Völkerkunde von Bedeutung, weil aus ihnen jenes Werk hervorging, das die Kulturentwicklung der Menschheit auf die Ungleichheit der Rassen zurückführt. Eine Fülle von Zeugnissen beweist, daß die gesamte Kulturwelt sich mit dem Essai auseinandergesetzt hat — vor allem nach seinem Tode. Man kann sagen, daß dieses Buch den Weltruf Gobineaus begründete. Selbst Alexander von Humboldt, der in seinem „Kosmos“ den Einheitsgedanken als Grundlage der Humanität betont, nennt Gobineaus Buch ein „sehr geistreiches Buch“ „voll neuer Ansichten, die eine große Aufmerksamkeit verdienen“. Schon Tacitus habe über die Rasseneigenschaften das Wort geprägt: „Est durans originis vis“.

Doch nun zur Rassentheorie Gobineaus.

Gobineau ist nicht geneigt, die Einheit des Ursprungs der Menschheit anzuerkennen. Die Dauerhaftigkeit der Typen oder die Rassenpersistenz lege die Vielfalt ihrer Entstehung nahe. Diese Persistenz, die allen Einflüssen der Lebensbedingungen trotz, erweise die Völker als rassische Verkörperungen.

In der ältesten Zeit der Menschheitsgeschichte wären die Rassen „rein“ gewesen. Die Übereinstimmung der Hauptmerkmale sei ein Geschenk der Natur und darum „edel“. In ihrer „Reinheit“ sei die Rasse der Urgrund jedweder Kultur, die unter dem Einfluß unebenbürtiger Rassenmischung entarte.

Gobineau unterscheidet drei Urrassen in der Menschheit: Die weiße, die gelbe und die schwarze. Die weiße sei den anderen überlegen. Als Edelblüte der Menschheit bezeichnet Gobineau die „Arier“. Leider hätten sich auch diese mit unebenbürtigen Rassen vermischt und ebenfalls durch Mischung entartetes „semitisches“ und „schwarzes“ Blut aufgenommen. An diesen Mischungen seien Griechenland und Rom zugrundegegangen — als Folge unebenbürtiger Verbindungen, wodurch die ursprünglich reine Rasse ihren Höchstwert verloren habe.

Für einen inneren Fortschritt der Menschheit von Bedeutung ist nach Gobineau nur noch der nordeuropäische Arier oder Germane, insoweit er sich von unebenbürtigen Mischungen fernhalte. Es müßten daher die besten „Arier“ der germanischen Welt ihre Reinheit behüten, um lenkend in den Weltlauf einzugreifen. Sonst sei nichts mehr zu hoffen.

So ist nach Gobineau die verschiedenartige Ungleichheit der Rassen und ihre unebenbürtige Mischung der letzte Grund einer fortschreitenden Entartung, durch die die Menschheit schließlich in einer furchtbaren Katastrophe untergehen werde. Die Schlußvision des Werkes ist erschütternd. Sie beruht darauf, daß die Menschheit endgültig ihre Farbe verändert habe. Die gelbe und die schwarze Welt hätten die weiße gleichsam verschlungen.

Gobineaus Rassentheorie enthält alles, was von den Epigonen bis in unsere Generation hinein verkündet worden ist. Nur unterscheidet er sich von diesen, indem er selbst ein edler Geist geblieben ist. Vom Gottesglauben erfüllt, hielt er an den Verpflichtungen der sittlichen Ordnung fest. Es lag ihm auch völlig fern, seine Kirche aus rassentheoretischen Überlegungen abzulehnen. Wie sein letztes Werk, das den Titel „Amadis“ trägt, beweist, bekämpfe Gobineau nach Lienhardt nicht die dunklen Rassen, sondern im Grunde nur das Dunkle der niederen Gesinnung. Und nicht Haar- und Hautfarbe der weißen Rasse wären für ihn das Leuchtende, das Liebenswerte, sondern die lichtere Substanz der edlen Seele.

Ich möchte es den Lesern dieser Zeilen ersparen, auch noch von den Epigonen zu berichten. Sie hatten den Grundgedanken eines Gobineau nichts hinzuzufügen, haben jedoch — von der Oberflächlichkeit ihrer Darstellung ganz abgesehen — am Ende ihre eigenen Anschauungen in Gobineaus Rassentheorie hineingelegt und dann Schlußfolgerungen gezogen, die mit Sicherheit

jene Entartung herbeiführen mußten, der sie angeblich entrinnen wollten. Ich nenne nur den Namen Houston Stuart Chamberlain, der, 1855 in England geboren, 1927 in Bayreuth starb. Chamberlain, der übrigens im Gegensatz zu Gobineau den Glauben an die erlösende Kraft der nordischen Rasse bewahrte, war der Lehrer von jenen unglückseligen Gestalten, deren Staub heute verweht ist, die jedoch im Dienst einer zügellosen Machtpolitik unserem Volke und den Völkern Europas das größte Leid in ihrer Geschichte angetan haben.

Bedarf es nach den Darlegungen, die vorausgehen, noch vieler Worte, um Gobineaus Rassentheorie und ihre Ausdeutung zurückzuweisen?

Von Gobineau verneint die Frage nach der biologischen Einheit der Menschheit. Es dürfte heute keinen Anthropologen geben, der diese biologische Einheit ernstlich bezweifelt. Sie findet ihren deutlichen Ausdruck in der Einheit der Fortpflanzung und in der grundsätzlichen Gleichheit seelischer Ausstattung, die doch allein den Menschen zum Menschen macht. Die Fähigkeit, von Farbe und Form gelöste Ideen zu bilden und sie zweckentsprechend anzuwenden, ist den Menschen aller Rassen bis in die fernste prähistorische Zeit hinein eigentümlich. Darum haben die Menschen aller Rassen eine echte Sprache, die auf Übereinkunft beruht, und alle ohne Ausnahme haben bald auf diesem und bald auf jenem Gebiete eine Kultur entwickelt, die je nach dem Ausmaß der Begabung und je nach den Lebensbedingungen Fortschritte erzielte. Jedenfalls finden wir eine bedeutende Kulturentwicklung nicht nur im Bereich des weißen Rassenkreises. Ich erinnere an die Kulturen des fernen Ostens. Sie mögen andersartig sein, aber sie sind deshalb nicht wenigerwertig.

Von Gobineau führt den Niedergang der Kulturen auf „unebenbürtige“ Rassenmischungen zurück, die Seelisches verformen. Wie ich dargetan habe, gibt es für eine solche Anschauung keine Beweise. Im besonderen ist das Beiwort „unebenbürtig“ im Vergleich der Rassen untereinander anthropologisch nicht zu begründen. Menschen als Menschen mögen in ihrer Kulturfähigkeit und Kulturleistung „unebenbürtig“ sein, aber nicht Rassen als Rassen! Die alten Griechen und Römer haben sicher viel von ihrer Eigenart durch Überfremdung verloren. Aber die Ursache ihres Niedergangs ist vor allem die sittliche Zügellosigkeit der Menschen und findet ihre letzte Erklärung nicht in der Rassenmischung, sondern in den Folgen einer Erbschuld, die auf der Menschheit lastet und nur durch die Gnade des Welterlösers zu überwinden ist.

Ein dritter Grundirrtum Gobineaus liegt darin, daß er nicht nur den Begriff von Volk und Rasse verkennt, sondern überdies das Seelische in der Menschheit und alle Kultur auf die Rasse zurückführt. Das Wort „Arier“ bezeichnet keine Rasse, sondern den indopersischen Zweig jener Völker, die sich indogermanischer Sprachen bedienen. Es ist der Name für ein Volk auf Grund seiner Sprache und nicht auf Grund seiner biologischen Abstammung.

Es gibt auch keine „semitische Rasse“, sondern nur ein semitisches Volk, das aus verschiedenen Rassenlinien gewoben ist. Weiter ist nicht zu leugnen, daß wir bis jetzt in der Rassenpsychologie über tastende Versuche nicht hinausgekommen sind. Wohl hat man aus der Kulturgeschichte von Völkern die Kulturbegabung einzelner Rassen abzuleiten gesucht. Man hat auch die überragende Begabung von Menschen und Völkern mit bestimmten Körperformen in Verbindung gebracht. Man hat endlich Begabungsprüfungen angestellt, um die Überlegenheit der weißen Rasse gegenüber den farbigen Rassen darzutun. Allein zunächst ist hervorzuheben, daß der Begriff „reine Rasse“ überhaupt nicht anwendbar ist. Alle Menschen und alle Völker sind Rassenmischungen. Wer will die Erblinien wieder voneinander lösen, um ihren Eigenwert zu bestimmen? Es ist überdies fast unmöglich, Kriterien zu finden, die jede objektive oder subjektive Bevorzugung ausschließen. Man kann doch nicht die Begabung von farbigen Menschen feststellen, indem man ihnen Aufgaben aus dem Kulturkreis der Weißen gibt. Auch die umgekehrte Methode, Weiße zu veranlassen, Probleme aus dem farbigen Kulturkreis zu lösen, wäre verfehlt. Es besteht die Gefahr, daß man allgemein menschliche Eigenschaften als Rasseneigenschaften bezeichnet. Wissenschaftlich begründete Werturteile über das Seelische von Rassen als Rassen oder auch über Rassengemische unter dem Gesichtspunkt der Rasse sind bis jetzt unmöglich. Es hat darum keinen Sinn, auf Grund von erfundenen Werturteilen von höheren und niederen Rassen zu reden oder gar Rassenkämpfe zu führen, die nichts mit Schuld und Sühne zu tun haben und mit Recht als Verbrechen gegen die sittliche Weltordnung beurteilt und verurteilt werden. Auch für Eheverbote bietet die Rassenforschung als solche bis jetzt keine Grundlage, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die Menschen in Übereinstimmung mit dem natürlichen Empfinden im allgemeinen eine Scheu haben, über die Grenzen der großen Rassenkreise hinaus Ehen zu schließen.

Die Behauptung von der absoluten Überlegenheit der Nordrassen des eurasischen Rassenkreises läßt sich nicht aufrechterhalten. Der bloße Nachweis, daß solche Rassenlinien in vielen Völkern von hoher Kulturbegabung nachgewiesen werden können, erlaubt uns nicht, die Höhe der Kultur mit diesen Rassenlinien zu verknüpfen. Es haben wohl alle Linien zusammengewirkt und so gerade durch ihre Mischung den großen Erfolg ermöglicht. Was aber die Frage nach dem Urgrund der Kultur angeht, so liegt dieser Urgrund bestimmt nicht in der Rasse. Nicht die Rasse als solche gestaltet die Kultur, sondern der Mensch mit entsprechender Begabung. Ist nicht die Auffassung begründet, daß die Rasse zwar der Kultur ein Sondergepräge geben mag, daß aber die Kulturbefähigung und der eigentliche Gehalt der Kultur aus dem Menschentum und nicht aus der Rasse als Rasse abzuleiten ist? Ich brauche bloß daran zu erinnern, daß die Religion aller Völker und aller Zeiten im innersten Kern des Gottesglaubens und des sittlichen Bewußtseins übereinstimmt und daß im besonderen, wie Christel Matthias Schröder nachgewiesen hat, rassenmäßig gleiche Völker eine verschiedene Religionsformung aufweisen.

Ich schließe diese Abhandlung mit einem Wort, das vor hundert Jahren Alexander von Humboldt in Übereinstimmung mit seinem Bruder Wilhelm in seinem „Kosmos“ schrieb. Das oft wiederholte Wort ist auch heute noch in Harmonie mit der Wahrheit. Alexander von Humboldt schreibt: „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen. Es gibt bildsamere, höhergebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt; zur Freiheit, welche in roheren Zuständen dem einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesamtheit als Berechtigung zukommt.“ Alexander von Humboldt macht sich sodann ein Wort seines Bruders zu eigen, indem er fortfährt: „Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgendeine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervollkommenung des ganzen Geschlechtes beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurteile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben und die gesamte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als einen großen, nahe verbrüdernten Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes der freien Entwicklung innerlicher Kraft bestehendes Ganze zu behandeln. Es ist dies das letzte, äußerste Ziel der Geselligkeit und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins. Er sieht den Boden, soweit er sich ausdehnt, den Himmel, soweit ihm entdeckbar, der von Gestirnen umflammt wird, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung, zur Wirksamkeit gegeben an. Schon das Kind sehnt sich über die Hügel, über die Seen hinaus, welche seine enge Heimat umschließen. Es sehnt sich dann wieder pflanzenartig zurück: denn es ist das Rührende und Schöne im Menschen, daß Sehnsucht nach Erwünschtem und nach Verlorenem ihn immer bewahrt, ausschließlich an dem Augenblick zu haften. So festgewurzelt in der innersten Natur des Menschen und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen, wird jene wohlwollende menschliche Verbindung des ganzen Geschlechts zu einer der großen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit . . .“

Wilhelm von Humboldts Grab ist im Schloßpark zu Berlin-Tegel. Er selbst hat auf diesem Grab, das auch die sterblichen Überreste seiner vor ihm entschlafenen Gemahlin birgt, eine hohe Säule errichten lassen, die auf ihrer Spitze Thorwaldsens Statue der Hoffnung trägt. Das Grab liegt im Schatten dunkler Kiefern der märkischen Landschaft, die den heilsamen Duft einer menschenfreundlichen Natur ausströmen.